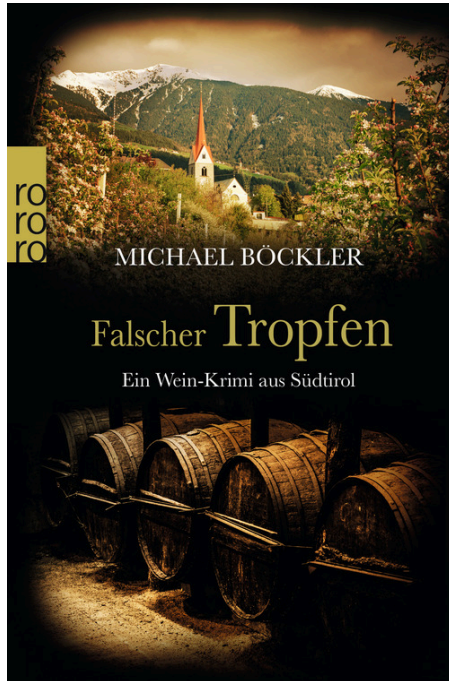


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-27349-0

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Michael Böckler hat sich als Krimiautor einen Namen gemacht. In seinen Romanen verknüpft er spannende Fälle mit touristischen und kulinarischen Informationen. Sein besonderer Fokus liegt dabei auf dem Wein. Er hat Kommunikationswissenschaft studiert und lebt in München. Südtirol kennt er seit seiner Kindheit, bereist die Region auch heute noch regelmäßig – und natürlich liebt er die Südtiroler Weine.

MICHAEL BÖCKLER

Falscher Tropfen

Ein Wein-Krimi aus Südtirol

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Originalausgabe
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, September 2018
Copyright © 2018 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg
Redaktion Arno Hoven
Umschlaggestaltung yellowfarm gmbh, Stefanie Freischem
Umschlagabbildungen imageBroker / Dr. Wilfried
Bahnmüller / Carlos Sanchez Pereyra / mauritius images
Satz aus der DTL Dorian bei
Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH,
Leck, Germany
ISBN 978 3 499 27349 0

Prolog



In Sterzing hatte sich eine Gruppe norddeutscher Urlauber zusammengefunden, um entlang des Eisacks nach Bozen zu radeln. Das war nicht besonders anstrengend, weil Flüsse naturgemäß bergab fließen. Eine Tatsache, die bei der Planung eine wichtige Rolle gespielt hatte, denn die Radfahrer waren schon älteren Semesters. Einige litten unter Arthrose, einer hatte eine künstliche Hüfte und wieder eine andere gelegentliche Durchblutungsstörungen im Gehirn – weshalb sie in der Mitte fuhr, da konnte sie nicht verlorengehen.

Die Eisacktal-Radroute war gut ausgebaut und führte streckenweise über ehemalige Bahntrassen. Nur selten musste man auf die Brennerstaatsstraße oder ruhige Nebenstraßen ausweichen. Wie sich zeigen sollte, ging es nicht immer bergab, es waren auch kleinere Steigungen zu bewältigen. Aber diese hielten sich im Rahmen der konditionellen Möglichkeiten. Vom Brennerpass aus hätte die Gruppe genau sechsundneunzig Kilometer bis Bozen radeln müssen. Von Sterzing waren es nur fünfundsiebzig. Sportlichere Radler schafften das locker an einem einzigen Tag. Die Seniorengruppe dagegen ließ sich Zeit. Gemäß der Maxime, dass der Weg das Ziel sei.

In ihren Fremdenführern hatten sie zuvor von Johann Wolfgang von Goethe gelesen, der auf seiner *Italienischen Reise* 1786 in einer Postkutsche gen Süden gefahren war: «zwischen hohen Felsen, an dem reißenden Eisack hinunter» – um dorthin zu gelangen, «wo die Zitronen blühen». Sie waren auf Heinrich Heine gestoßen, der gut vierzig Jahre später aus seiner Kutsche «himmelhohe Berge» und «krei-

schende Waldbäche» erblickt hatte. Und sie wussten von Albrecht Dürer, der in Klausen eine berühmte Skizze des Städtchens angefertigt hatte – während eines Zwangsaufenthalts, weil der Weg nach einem Unwetter unbefahrbar geworden war.

Wie viel Zeit hatten Goethe, Heine oder Dürer in ihren Kutschen für die damals abenteuerliche Strecke von Sterzing nach Bozen benötigt? Die Senioren wussten es nicht, aber keinesfalls wollten sie schneller sein.

Gleich zu Beginn radelten sie an der auf einem Felsen thronenden Burg Reifenstein vorbei und an der spätgotischen Wallfahrtskirche Maria Trens. Sie passierten die Sachsenklemme und machten einen Stopp bei der gewaltigen Franzensfeste. Schließlich gelangten sie zum berühmten Kloster Neustift, wo sie die großartige Stiftskirche besichtigten und anschließend im Stiftskeller vom köstlichen Sylvaner probierten. Manche gönnten sich ein zweites Glas, schließlich war es nicht mehr weit nach Brixen, wo sie nächtigten.

*

Der folgende Tag war der Erholung vorbehalten – auch jener der geschundenen Gesäßmuskeln. Einige Gelenke wurden mit Schmerzsalbe behandelt. Ansonsten aber ging es allen gut. Die Seniorengruppe besichtigte die Bischofsstadt, die verwinkelten Gassen, die Lauben, den prächtigen Dom Mariä Himmelfahrt, das berühmte «Rüsselpferd» im Kreuzgang – und natürlich die einschlägigen Wirtshäuser, wo sie sich für den morgigen Tag stärkten.

Die nächste Etappe sollte nach Klausen führen. Das war nun wirklich nicht weit, dennoch bat schon nach wenigen Kilometern einer der Radler, der bereits am ersten Tag mit einer schwachen Blase aufgefallen war, um eine kurze

Unterbrechung. Er lehnte sein Rad an einen Baum. Während sich die anderen unterhielten oder einen Schokoriegel aßen, stieg er über ein niedriges Gelände und betrat die Uferböschung, um von dort in den Eisack zu pinkeln. Ein Warnschild hatte er geflissentlich übersehen: «*Attenzione, pericolo*. Achtung, Gefahr. Möglichkeit plötzlicher Flutwellen auch zufolge von Betätigung der Staudammschütze.» Er stand so weit oben, dass von plötzlichen Flutwellen keine Gefahr drohte. Dennoch kam es unversehens zu einem Zwischenfall, der erstens zu einem akuten Harnverhalt führte und ihn zweitens fast in den Fluss stürzen ließ. Panisch hielt er sich an einem Busch fest und starrte nach unten.

Der Eisack, der viel Wasser führte und eigentlich eine reißen Strömung aufwies, nahm hier eine kleine Kurve, weshalb es an dieser Stelle eine beruhigte Zone gab, in der recht gemächlich ein Strudel kreiste. Genau dorthin hatte der Senior zu pinkeln versucht. Eine sehr optimistische Annahme, aber das war nicht das Problem. Denn hätte sein Strahl tatsächlich so weit gereicht, hätte er nicht nur den Strudel, sondern auch das Objekt getroffen, das langsam in ihm kreiste. Objekt? Das war das falsche Wort, denn unverkennbar handelte es sich um einen menschlichen Körper – mit dem Gesicht nach unten und mit abgespreizten Armen und Beinen. Dass kein Leben mehr in ihm war, stand außer Zweifel.

Der Senior schloss zitternd seinen Hosenschlitz und trat vorsichtig den Rückzug an. Er fühlte sich so schwach in den Beinen, dass ihm ein Mitradler über den Zaun helfen musste. Er rang nach Worten, und es dauerte eine Weile, bis alle ihn verstanden hatten.

Einer tat das einzig Richtige und verständigte mit seinem Handy die Polizei. Andere stiegen über den Zaun und beobachteten mit einer Mischung aus Abscheu und Faszination den sich im Kreise drehenden Leichnam. Sie konnten es sich nicht verkneifen, ihn zu fotografieren. Das Klos-

ter Neustift und die barocke Domkirche in Brixen hatten sie schon abgelichtet, auch verfügten sie über viele Fotos der pittoresken Altstadt. Eine Leiche fehlte noch in ihrer Bildersammlung.

Das war ein Souvenir der besonderen Art.

1



Die Bar am Bozner Obstmarkt zählte zu Emilios Lieblingsplätzen, wenn es darum ging, ein Glas Wein zu trinken. Sollte man ihn fragen, müsste er freilich zugeben, dass er viele bevorzugte Plätze hatte. Aber wer sollte ihn fragen? Baron Emilio von Ritzfeld-Hechenstein konnte so misslaunig dreinblicken, dass ihn kein Fremder ansprechen würde. Und wer ihn kannte, würde ihn nicht fragen. Denn jeder wusste von seinen Vorlieben – jedenfalls im Hinblick auf seine weinaffine Lebensführung.

Man traf Emilio ebenso in gehobenen Vinotheken wie in einfachen Buschenschänken oder Almgasthöfen. In Letzteren allerdings nur, wenn er mit seinem alten Landrover dort hingelangen konnte, denn er hielt eisern an seiner Gewohnheit fest, keine größeren Wegstrecken zu Fuß zurückzulegen. Erst recht nicht solche, die im weitesten Sinne an eine Wanderung erinnern könnten. Das Flanieren in Städten zählte er nicht dazu. Der schlendernde Spaziergang war sogar eine Passion von ihm. Dafür brauchte es kein besonderes Schuhwerk. Man benötigte auch sonst keinerlei Verkleidung, wie zum Beispiel schlecht geschnittene Sportjacken, karierte Hemden oder gar kurze Hosen. Wie immer trug er rahmengenähte Budapester Schuhe, die er in großer Zahl von seinem Vater geerbt hatte und die nach seiner Überzeugung auch ihn überleben würden. Dazu ein leicht abgeschabtes Sakko aus englischem Tweed. Darauf verzichtete er nur, wenn es brütend heiß war, was in Bozen während des Sommers freilich häufig vorkam. An solchen Tagen trug er auf dem Kopf einen Borsalino und auf der Nase eine dicke Hornbrille mit dunkelgrünen Gläsern. Des Weiteren hatte

Emilio bei jeder Gelegenheit seinen antiken Gehstock dabei, mit einem Knauf aus massivem Silber und dem eingravierten Wappen derer von Ritzfeld-Hechenstein. Dass man den Griff entriegeln konnte, um einen Degen herauszuziehen, war ein extravagantes Detail, von dem keiner wissen musste. Emilio führte den Stock mal auf der rechten Seite, dann auf der linken; mal hinkte er leicht, dann wiederum nicht. Viele hielten seinen Gehstock für eine Marotte. Wahrscheinlich hatten sie recht. Emilio war irgendwo in den Vierzigern. Sein genaues Alter hatte er verdrängt. Gemessen an seiner Lebenserfahrung war er ein Greis. Dabei hatte er sich den Leichtsinn eines Jugendlichen bewahrt. Und wenn es darauf ankam, hatte er den Elan eines Mannes in den besten Jahren – was er schließlich auch war.

Während Emilio auf einem Barhocker saß und genüsslich seinen Wein trank, las er eine englische Tageszeitung. Vor den vorbeiziehenden Touristen schützten ihn große Töpfe mit Grünpflanzen. Kaum hatte er sein Glas geleert, wurde er von der Wirtin gefragt, ob er noch etwas Wein wünsche. Er antwortete nicht sofort, sondern zögerte kurz. Aber nicht deshalb, weil er ernsthaft in Betracht zog, die Frage zu verneinen. Vielmehr musste er die schwierige Entscheidung treffen, ob er beim Weißburgunder bleiben oder zu einem Sauvignon wechseln sollte. Er prüfte seinen Gaumen, zog etwas Luft durch die Nase ... und entschied sich für einen Blauburgunder aus der Lage Mazzon – natürlich für einen Riserva aus einem vorzüglichen Jahrgang, der längere Zeit im Holzfass gereift war.

Emilio dachte, dass es ihm schlechter gehen könnte. Aber kaum besser. Seine Tätigkeit als Privatdetektiv ließ er derzeit ruhen. Dank einer unerwarteten Erbschaft gab es keine ökonomische Notwendigkeit für ihn, neue Aufträge anzunehmen. Er hatte noch nie darüber nachgedacht, welche Berufsbezeichnung auf seinem Grabstein stehen könnte. In früheren Zeiten war so etwas üblich gewesen. Er lieb-

te es, über alte Friedhöfe zu spazieren und die Inschriften zu lesen. In seinem Fall sah die Sache jedoch etwas anders aus. Erstens hatten die Ritzfeld-Hechensteins im Rheingau eine Familiengruft. Und zweitens legte er keinen Wert auf irgendein Grab. Sollte man seine Asche doch in alle Winde verstreuen. Gleichwohl hatte es ihm schon immer gefallen, wenn auf einem Grabstein stand, dass der Verblichene den «Beruf» des Privatiers ausgeübt hatte. Was nichts anderes bedeutete, als dass die Person nicht hatte arbeiten müssen. Statt sich dem schnöden Gelderwerb zu widmen, hatte sie die Kunst des Müßiggangs erlernen dürfen. Emilio fand, dass er dafür geradezu prädestiniert war. Wenn also irgendwann einmal sein Name im Zusammenhang mit einer Berufsangabe stehen sollte – nur so als Gedankenspiel –, dann bitte «Privatier». Aber ganz bestimmt nicht «Privatdetektiv». Diese Tätigkeit hatte irgendwie einen Hautgout und war in gewisser Weise ordinär.

Die Wirtin kehrte zurück und brachte Emilio den gewünschten Blauburgunder. Er ließ den Wein im Glas kreisen und nahm einen ersten Schluck. Was hatte er gerade überlegt? Dass die Tätigkeit eines Privatdetektivs einen vulgären Beigeschmack hatte? Der Blauburgunder hatte ihn jedenfalls nicht, er war frei von jedem Makel. Emilio sah einer jungen Frau hinterher, die einen kurzen Rock trug und beim Gehen provozierend mit ihrem Hintern wackelte. War das vulgär? Und wenn ja, was sprach dagegen? Das war die Würze des Lebens. Als er diesen Aspekt in seine Betrachtungen mit einbezog, musste er sich eingestehen, dass ein Dasein als schöngeistiger Privatier auf längere Sicht doch allzu fad war. Der Müßiggang war zwar eine Leidenschaft von ihm, er hatte auch Talent dafür, aber ihm gefiel es ebenfalls, wenn es zur Abwechslung hin und wieder mal richtig krachte. Er liebte es, in die Abgründe des Lebens zu tauchen und Übeltätern hinterherzujagen.

Erneut nahm er einen Schluck vom Blauburgunder. Eine Zeitlang spielte er mit dem Knauf seines Gehstocks. Nur Privatier zu sein war trostlos. Nun gut, er könnte seiner Freundin Phina häufiger beim Weinverkauf auf ihrem Weingut helfen. Sie würde das zu schätzen wissen. Aber in der Vinothek musste man nett zu wildfremden Menschen sein, sie anlächeln und immer höflich bleiben, selbst wenn sie dummes Zeug redeten und von Wein keine Ahnung hatten. Das lag ihm nicht. Davon bekam er Sodbrennen. Wahrscheinlich sogar ein Magengeschwür. Ganz sicher sogar.

Emilio trank den Blauburgunder aus. Ihm fehlte was im Leben. Etwas Abwechslung. Es musste ja nicht gleich Mord und Totschlag sein. Er lächelte versonnen. Warum eigentlich nicht? Wäre auch in Ordnung. Leider war die Kriminalität in seiner Wahlheimat Südtirol recht unterentwickelt. Er hätte sich besser in Chicago niedergelassen. Aber dort wurde kein Wein angebaut, es gab wohl auch keine Spinatknödel und Speckwürsten.

Bevor er in Selbstmitleid versinken konnte, zahlte er die Rechnung und küsste zum Abschied die Wirtin. Dann nahm er seinen Gehstock und machte sich auf den Weg zu seinem geparkten Landrover. Vor ihm ging ein Mensch, der schon von hinten einen unsympathischen Eindruck machte. Der Einfachheit halber könnte er ihn mit dem Degen erstechen – dann hätte er einen Kriminalfall. Nein, das war keine gute Idee. Hatte ihm der Blauburgunder das Hirn vernebelt? Er sollte froh sein, dass um ihn herum alles so friedlich war. Froh schon, aber nicht wirklich glücklich.

2



Das berühmte Augustinerkloster Neustift wurde Mitte des 12. Jahrhunderts vom ehrwürdigen Bischof Hartmann von Brixen gegründet. Es liegt in bevorzugter Lage nur drei Kilometer nördlich der Residenzstadt im Eisacktal, das sich hier, von Norden kommend, nach engen Schluchten zu einem weiten und sonnenverwöhnten Becken öffnet. Kunstsinninge Menschen geraten bei der Betrachtung des Chorherrenstifts ins Schwärmen, weil es als Glanzstück barocker Baukunst gilt. Sie besichtigen die prachtvolle Stiftskirche und bestaunen den Rokokosaal der Bibliothek mit Exponaten Neustifter Buchmalerei. Oder sie stehen in der Pinakothek andächtig vor einem Flügelaltar, der den heiligen Barbara und Katharina gewidmet ist.

Doch nicht wenige Besucher – wie auch die eingangs erwähnte Seniorengruppe – verbinden mit dem Kloster Neustift ganz andere «Kulturschätze». Sie assoziieren fast reflexartig die Weine der Stiftskellerei, sie spüren am Gaumen die Mineralität eines Sylvaner, sie erfreuen sich am pfefferigen Nachhall eines Veltliner oder am feinfruchtigen Apfelaroma eines Kerner.

Rund um das Chorherrenstift liegt das nördlichste Weinbaugebiet südlich der Alpen, mit Höhenlagen bis neunhundert Meter und einem frischen Klima, das charaktervolle Weißweine begünstigt. Die Vorzüge des Terroirs, die schon im 12. Jahrhundert den Augustinermönchen bekannt waren, machen sich heute viele engagierte Weinkellereien zunutze. Gerade unter den jüngeren Winzern der Region gibt es einige, die im positiven Sinne als «weinverrückt» gelten. Manche treffen sich nach getaner Abend regelmäßig in ei-

ner Vinothek, die nur wenige Schritte vom Kloster entfernt liegt.

Heute war die Stimmung weniger ausgelassen als sonst. Was nicht daran lag, dass die Weinbauern besonders erschöpft waren, vielmehr hatte ihnen ein Ereignis aufs Gemüt geschlagen.

Einer hob das Glas und forderte die anderen auf, es ihm gleichzutun.

«Jetzt stoßen wir auf unseren alten Spezi Franzl an», sagte er mit belegter Stimme. «Gott hab ihn selig. Er ist von uns gegangen und wird uns fehlen.»

«Wir werden ihm ein ehrendes Andenken bewahren.»

«Prost, Franzl, auf dein Wohl.»

«Schod, dass er iatz nimmer do isch», kommentierte ein anderer auf Südtirolerisch. «Iatz miass mr den gonzn Wein alloan owe schwobab'n.»

Womit er die Notwendigkeit artikuliert, den ganzen Wein jetzt ohne Franzls Hilfe trinken zu müssen. Nichteinheimische hätten ihn wohl kaum verstanden. Aber die Winzer waren unter sich, weshalb sie so sprachen, wie ihnen gerade zumute war – einige heftiger im Dialekt, andere moderater.

«Des schoff mr, obr du fahlst ins trotzdem. Prost, Franzl. Hattesch net gian miassn, mir hattn di no gern be ins gkopt.»

Sie stießen die Gläser so heftig gegeneinander, dass sie fast splitterten.

Alle machten betretene Gesichter. Einer wischte sich sogar eine Träne aus dem Augenwinkel.

Die Winzer beklagten den Tod eines Freundes, dessen Leiche am späten Vormittag im Eisack südlich von Brixen entdeckt worden war. Wenig später hatte man ihn aus den Fluten geborgen. Die Polizei brauchte eine Weile, um seine Identität festzustellen. Dann gab es Gewissheit: Der Tote hieß Franz Mitterlechner und war ein bekannter Südtiroler.

ler Weinhändler. Die traurige Nachricht von seinem plötzlichen Ableben hatte sich unter seinen Winzerfreunden schnell herumgesprochen. Fest stand, dass der Franzl in den Eisack gestürzt und dort jämmerlich ertrunken war. Nun gut, er hatte oft einen über den Durst getrunken und war schon mal die Treppe in seinem Weinkeller runtergefallen. Auch hatte er im letzten Jahr mit seinem Auto auf der Landstraße zwischen Bozen und Meran betrunken den Anhänger eines Traktors gerammt. Äpfel der Sorten Braeburn, Gala und Golden Delicious hatten zu einer stundenlangen Vollsperrung des Straßenabschnitts geführt. Seine gelegentliche Trunkenheit war allerdings kein hinreichender Grund, um in den Eisack zu fallen. Aber passieren konnte es. Vor allem wenn man wie der Franz ein passionierter Angler war. Er hatte einen bevorzugten Platz am Ufer, wo er Entspannung beim Fischen von Äschen oder Forellen suchte. Vermutlich hatte er dort den Halt verloren. Da war man sich schnell einig. Die Erklärung lag auf der Hand. Zwar besaß der Franz neben seinem Weinhandel auch einen kleinen Weinberg, der mit grünem Veltliner bestockt war und steil zum Eisack abfiel. Aber von dort wäre er allenfalls auf die Staatsstraße gefallen, nicht direkt ins Wasser.

Man könne nur hoffen, dass er vor dem Unglück genug von seinem Veltliner getrunken hatte, stellte einer der Winzer fest, dann habe er vielleicht nichts von seinem Unfall mitbekommen und sei mit einem glückseligen Lächeln in den Fluten versunken.

«Ja, das wäre ihm zu wünschen», stimmte ein anderer ihm zu. Entschieden leerte er sein Glas – um gleich nachzuschchenken.

«Arme Sau, der Franzl.»

«Wir müssen uns um seine Martina kümmern, die ist ja nun Witwe.»

«Die lassen wir jetzt besser in Ruhe. Die Martina hat einen Bruder, der wird ihr helfen.»

«Unser Beileid müssen wir ihr schon aussprechen.»

«Wir sehen sie ja spätestens auf der Beerdigung.»

Ein Weinbauer, der bis jetzt geschwiegen hatte, wechselte unvermittelt das Thema. «Habt's euch schon die geschäftlichen Folgen überlegt?»

«*Na, logisch net.*»

«Der Franzl ist ja gerade erst tot.»

«Er hat mit seiner Firma auch unsere Weine vertrieben. Wahrscheinlich stehen noch einige Paletten in seinem Lager.»

«Die holen wir halt wieder ab, aber das hat keine Eile. Los werden wir unsere Flaschen auch ohne ihn. Ich bin eh schon ausverkauft.»

«Ich auch. Als Weinhändler wird uns der Franzl nicht fehlen. Aber beim geselligen Zusammensein ...»

«Er hat immer gute Witze gewusst.»

Einer lachte. «Vor allem schweinische. Da war er gut. Könnt ihr euch noch an den erinnern? Eine Nutte ...»

«*Gea, her auf.*»

«Uns ist grad nicht nach Witzen zumute.»

«Eigentlich war der Franzl ein Landesverräter.»

«*Spinnsch iatz?*»

«Ein Landesverräter? Warum denn das?»

«Weil er nur nebenher Südtiroler Weine vertrieben hat. Sein Hauptgeschäft hat er mit Weinen aus Italien gemacht.»

«Aus Italien? Südtirol gehört zu Italien», stellte einer fest. Dabei grinste er verschmitzt.

«Weißt genau, wie ich das meine. Der Franzl hat mit seiner Mitterlechner Weinvertriebsgesellschaft vor allem überteuerte Weine aus der Toskana und dem Piemont ins Ausland verscherbelt.»

«Aber getrunken hat er sie nicht.»

«Doch, natürlich schon.»

«Deswegen war er aber kein Landesverräter. Außerdem soll man über Tote nicht schlecht reden.»

«Tun wir doch nicht. Fragt sich aber schon, wie das mit seiner Firma weitergeht und was mit all den Flaschen passiert, die er gelagert hat.»

«Aufmachen und in den Eisack schütten», schlug einer vor. «Tignanello, Sassicaia, Ornellaia ... Das wär ein Vergnügen.»

«Na, des tat i net übers Herz bringen. Guat sein sie schun, de Tropfn, nur viel zu teuer. Stell dr vor, mir kanntn fir insere Südtiroler Weine soffl verlangen.»

«Dann würde ich meiner Freundin einen Porsche kaufen.»

«Sonst hast keine Probleme?»

«In seiner Firma wird's Lieferverpflichtungen geben. Hatte der Franzl jemanden, der ihm im Büro hilft?»

«Die kleine Steffi? Die hat doch keine Ahnung.»

«Also müssen wir doch der Martina unter die Arme greifen?»

«Aber nicht gleich.»

«Ich mach nicht mit. Ich helf nicht dabei, italienische Weine zu vertreiben.»

«Der Franzl ... jetzt ist er tot. So ein Pech.»

«Er hat gern einen Blatterle getrunken. Weißt schon, den von ...»

«Genau. Da bestellen wir jetzt eine Flasche. Und dann stoßen wir erneut auf ihn an.»

«Des moch mr. Dr Franzl wor olm schun a Sauhund.»

«Der hat viel Geld mit seinem Weinhandel verdient.»

«Aber nicht mit dem Blatterle, den kennt kein Mensch, nur wir Südtiroler.»

«Gut so.»

3



Als Emilio am nächsten Morgen gegen zehn Uhr den Weg in die Küche suchte, befand er sich noch im Schlafmodus. Ihn lockte der würzige Geruch von frisch aufgebrühtem Kaffee. Er hatte keinerlei Zweifel daran, dass seine Freundin Phina schon seit Stunden wach war. Wahrscheinlich hatte sie bereits im Weinberg gearbeitet und war gerade erst wieder zurückgekommen. Seit langem wusste er, dass sie eine frühaktive Lerche war. Er dagegen hatte den Schlafrhythmus einer Eule. Weshalb sie in getrennten Zimmern nächtigten – was seine Vorzüge hatte, aber auch zwischenmenschliche Nachteile mit sich brachte. Allerdings ließen sich diese jederzeit mit Kreativität und Eigeninitiative überwinden. Dunkel erinnerte er sich, dass ihm dies auch in der letzten Nacht gelungen war. Oder hatte dieses freudige Intermezzo schon in der Nacht zuvor stattgefunden? Na egal, in der Früh konnte er nicht klar denken. Geschweige denn, sich präzise erinnern. Ihm fiel der französische Philosoph und notorische Langschläfer René Descartes ein, den frühmorgendliche Geistesanstrengungen das Leben gekostet hatten. Die junge Königin Christina von Schweden hatte ihn 1649 an ihren Hof geholt, und nur wenige Monate später war er gestorben, weil sie ihn genötigt hatte, um fünf Uhr in der Früh bei ihr zu erscheinen und sie zu unterrichten. Nun gut, vielleicht hatte man ihn auch mit Arsen vergiftet. So genau wusste man das nicht. Jedenfalls war Emilio fest entschlossen, Descartes' Schicksal nicht zu teilen. Deshalb schlief er morgens gerne aus. Und bei Phina hatte er obendrein die Gewissheit, dass der Kaffee nicht vergiftet war.

«*Guatn Morgn, du Schlofmitz*», begrüßte sie ihn mit erschreckend lauter Stimme.

Auf dem großen Bauertisch stand ein Korb mit Vinschger Paarln, und auf einem Holzbrett lag aufgeschnittene Wurst. Frisch ausgepresster Saft. Selbstgemachte Marmelade. Emilio unterdrückte ein Gähnen. Er konnte sich wahrhaft nicht beklagen. Seine Phina war ein Schatz. Wenigstens heute. Es gab allerdings auch Tage, da überließ sie ihn kaltherzig seinem Schicksal. Und wenn es ganz schlimm kam, legte sie Wert darauf, dass er das Frühstück höchstselbst anrichtete. Aber heute hatte er Glück. Er umarmte sie und gab ihr einen Kuss.

Sie goss Kaffee ein und deutete auf die aufgeschlagene Tageszeitung *Dolomiten* auf dem Frühstückstisch.

«Hast schon gelesen? Nein, natürlich nicht. Der Franz Mitterlechner ist tot. Seine Leich ham's gestern aus dem Eisack gefischt.»

Emilio schob sich gleichmütig eine Scheibe Jägersalami in den Mund. Franz Mitterlechner? Ach so, der Weinhändler aus Brixen. Er kannte ihn, ganz gut sogar. Nun denn, dann war er halt tot. So was kam vor.

«Ist er ertrunken?», fragte er mit mäßigem Interesse. «Oder warum lebt er nicht mehr?»

Phina nickte bestätigend. «Ja, ertrunken. Das hat der vorläufige Obduktionsbericht ergeben. Die Polizei geht von einem tragischen Unglück aus.»

«Konnte der Franz nicht schwimmen?»

Sie sah ihn kopfschüttelnd an. «Hast du schon mal versucht, im Eisack zu schwimmen? Da würdest du auch ertrinken.»

Er zog eine Grimasse. «Könnt gut sein. Ich halte schon das Baden im Kalterer See für lebensgefährlich.»

«So ein Blödsinn! Im Kalterer See habe ich als Kind das Schwimmen gelernt.»

«Sehr mutig.»

«Im Artikel heißt es, dass der Franz offensichtlich beim Sportfischen ausgerutscht und in den Fluss gestürzt ist. Man hat an seinem bevorzugten Angelplatz seine Sachen gefunden und in der Nähe sein geparktes Auto.»

«Beim Angeln? Vielleicht hatte er ja einen Schwertfisch am Haken, der ihn von den Beinen gerissen hat.»

«Witzbold. Jedenfalls ist er jetzt tot. Wir müssen auf seine Beerdigung.»

«Die wird ja nicht gleich heute sein.»

«Nein, natürlich nicht. Aber wir müssen hin.»

Emilio dachte, dass er diese Notwendigkeit nicht wirklich nachvollziehen konnte. Er verabscheute Beerdigungen. Sie konfrontierten ihn nicht nur mit der Endlichkeit des Seins, was im schlimmsten Fall zu Depressionen führen konnte, sondern strapazierten auch die Nerven, weil über die Verstorbenen meist viel dummes und verlogenes Zeug geredet wurde. Würde man glauben, was so alles auf Trauerfeiern erzählt wurde, dann gäbe es nur brave und hochintelligente Menschen auf dieser Welt. Leider war eher das Gegenteil der Fall. Schon vor Jahren hatte er sich vorgenommen, an keiner Beerdigung mehr teilzunehmen. Nur noch an seiner eigenen. Aber da hatte er sozusagen Präsenzpflcht – als Leichnam, *post mortem*.

Dennoch gab es Ausnahmen. Ihm fiel seine Tante Theresa ein, die auf dem Friedhof von Meran ihre ewige Ruhe gefunden hatte. An deren Beerdigung hatte er tatsächlich teilgenommen. Aber sie hatte ihm auch nahegestanden, was man vom Franz Mitterlechner nicht behaupten konnte. Nun gut, sie hatten sich häufig bei Weinverkostungen getroffen. Aber wenn es danach ginge, müsste er bei jedem zweiten verstorbenen Südtiroler zur Trauerfeier erscheinen.

«Ich gehe jedenfalls hin», sagte Phina entschieden, «und ich würde mich freuen, wenn du mich begleitest.»

«Ich überleg's mir», grummelte Emilio.

Es gefiel ihm nicht, schon wieder mit seinen Prinzipien zu brechen. Wegen eines Weinhändlers, der so töricht gewesen war, im Eisack zu ertrinken. Seine Tante Theresa war wenigstens an Altersschwäche gestorben. Und sie hatte ihn mit einem unerwarteten Erbe bedacht. Aber das war eine andere Geschichte. Ihm fiel ein Zitat von Oscar Wilde ein: «Gute Vorsätze sind nutzlose Versuche, die Naturgesetze außer Kraft zu setzen.» Eine Beerdigung war kein Naturgesetz. Die Schwerkraft allerdings schon. Dieser war der Weinhändler Franz Mitterlechner offenbar zum Opfer gefallen. Da halfen die besten Vorsätze nichts.

4



Martina Mitterlechner saß am Schreibtisch ihres Mannes und weinte jämmerlich. Sie schluchzte und zitterte. Hinter ihr stand die Büroassistentin Steffi, die vergeblich nach Worten des Trostes suchte. Aber welchen Trost könnte es geben? Martina hatte von einem Tag auf den anderen ihren Mann verloren. Bei einer längeren, schweren Krankheit hätte sie sich auf diese Situation vorbereiten können. Aber so hatte sie das Schicksal wie der sprichwörtliche Blitz aus heiterem Himmel getroffen. Ihr Franz war tot. Er war gegangen, ohne dass sie sich hätten voneinander verabschieden können. Das war grausam – und unendlich traurig.

Martina fiel es schwer, einen klaren Gedanken zu fassen. Fortan musste sie irgendwie alleine klarkommen. Nicht nur mit ihrem Leben, sondern auch mit der Firma ihres Mannes. Auf dem Tisch stapelten sich Papiere. Die Regale waren voll mit Aktenordnern. Der Computer enthielt unendlich viele Dateien, deren Sinn sich ihr nicht erschloss. Franz' privaten Laptop konnte sie nicht öffnen, er war passwortgeschützt. Steffi war bei all den wichtigen Dingen keine große Hilfe. Sie war ein herzensgutes Mädel, aber viel zu jung und unerfahren. Franz hatte seine Weinvertriebsgesellschaft im Alleingang gemanagt. Er hatte dies sehr erfolgreich getan, und sie hatten ein gutes Auskommen damit. Aber was jetzt? Was war zu tun? Wie sollte es weitergehen?

Sie hatte keine Ahnung. Gab es Rechnungen, die zu bezahlen waren? Musste Ware ausgeliefert werden? Und wenn ja, wohin? Hatten sie genug Geld auf dem Konto?

Die Tür ging auf. Martina zuckte zusammen. Ihre Nerven lagen blank. Erleichtert sah sie, dass sie Besuch von ihrem

Bruder bekam. Sepp Hofreiter stand ihr unheimlich nah. Er war einige Jahre älter als sie und hatte schon immer auf sie aufgepasst. Er nahm sie liebevoll in die Arme und strich ihr beruhigend über den Kopf.

«Alles wird gut», tröstete er sie mit leiser Stimme. «Du schaffst das. Ganz sicher. Aber das geht nicht von heute auf morgen, das braucht Zeit.»

«Der Franz, er fehlt mir», schluchzte sie.

«Ich weiß, Martina. Ich weiß.»

«Möchten Sie einen Kaffee?», fragte die Büroassistentin. «Oder ein Wasser?»

«Lieb von dir, Steffi. Nein danke. Kannst du uns bitte ein bisschen alleine lassen?»

«Aber natürlich, Herr Hofreiter. Wenn Sie mich brauchen, ich bin im Nebenzimmer.»

«Passt schon.»

Sepp, der groß war und behäbig wie ein Bär, zog einen Stuhl heran und setzte sich zu seiner Schwester an den Schreibtisch.

«Ich hab Nachricht von der Polizei bekommen», berichtete er. «Die Untersuchung ist so gut wie abgeschlossen.»

«Jetzt schon?»

«Warum nicht? Gibt ja nicht viel zu untersuchen. Der Franz ist in den Eisack gefallen; das steht fest. Die Obduktion hat bestätigt, dass er ertrunken ist. Er war also nicht schon vorher tot, verstehst?»

Sie sah ihn mit großen Augen an. «Nein, verstehe ich nicht. Wie könnte er schon vorher tot gewesen sein?»

«Na ja, zum Beispiel könnte er beim Angeln einen Herzinfarkt bekommen haben. Dann wäre er schon vor seinem Sturz in den Fluss tot gewesen.»

«Der Franz hatte nie Probleme mit seinem Herzen.»

«War ja nur ein Beispiel.»

Sie dachte kurz nach und meinte dann: «Wäre aber besser für ihn gewesen ...» Erneut begann sie zu schluchzen.

«Dann hätte er im Fluss nicht gegen das Ertrinken ankämpfen müssen. Ich darf mir das gar nicht vorstellen, wie der Franz ...»

Er nahm ihre Hände. «Martina, du musst dir gar nichts vorstellen», unterbrach er sie. «Keiner weiß, wie es genau passiert ist. Vielleicht ist der Franz beim Sturz mit dem Kopf wo angeschlagen und hat nichts mehr mitbekommen?»

«Ja, das hoffe ich für ihn.»

«Jedenfalls ist sein Leichnam freigegeben. Wir können dem Franz die letzte Ehre erweisen und ihn beisetzen.»

«Die letzte Ehre? Ich werde ihn immer ehren, meinen Franz.»

Er sah ihr in die tränenfeuchten Augen. «Das sollst du auch, liebe Martina. Dafür hast du dein ganzes Leben lang Gelegenheit.»

«Oh mein Gott, die Beerdigung. Die müssen wir organisieren. Der Pfarrer, die Traueranzeige, die Einladungen für all die vielen Leute ...»

«Ganz ruhig, Martina, nur kein Stress. Ich kümmere mich um alles.»

«Hast du denn überhaupt Zeit dafür?»

Sepp Hofreiter, der Koch in einem angesehenen Gasthaus der Region war, winkte beruhigend ab. «Die Zeit nehm ich mir. Ich hab schon mit meiner Chefin gesprochen; die gibt mir frei.» Er grinste. «Jetzt kann der Sous-Chef mal zeigen, was er draufhat.»

«Sepp, was tät ich nur ohne dich?»

«Die Frage stellt sich nicht, ich bin ja da.»

Sie deutete auf die vielen Aktenordner. «Du müsstest mir auch in der Firma helfen. Ich hab keine Ahnung, was zu tun ist.»

Er zuckte verlegen mit den Schultern. «Ich leider auch nicht. Ich kann ein perfektes Backhendl zubereiten, aber von Büroarbeit versteh ich nichts.» Er zog eine Grimasse.

«Kann aber nicht so schwierig sein. Morgen verschaff ich mir einen Überblick.»

«Du bist ein Schatz.»

Es klopfte an der Tür, und Steffi steckte ihren Kopf herein. «'tschuldigung, dass ich störe, aber draußen ist ein Lieferwagen, der will zwei Paletten Wein abholen.»

«Der Lieferwagen?»

Steffi wurde rot. «Nein, natürlich der Fahrer. Das ist der Hannsjörg aus Sterzing, den kenn ich. Der beliefert einige Gastronomiebetriebe in Innsbruck.»

«Dann soll er die Paletten aufladen und den Empfang quittieren. Gibt's für so was ein Formular?»

«Ja, und ich weiß sogar, welches», antwortete sie stolz.

Sepp klatschte in die Hände. «Also, auf geht's! Ich sag's ja, kann alles nicht so schwierig sein. Eine gute Panade beim Backhendl braucht viel mehr Erfahrung.»

5



Emilio hatte in der alten Villa im Meraner Ortsteil Obermais die Vorhänge aufgezogen und saß nachdenklich am Klavier. An Franz Mitterlechners Ableben lag es nicht, aber irgendwie war er heute schwermütig. Das kam vor. Zum Glück nicht allzu häufig, weshalb es ihn nicht weiter beunruhigte. Was sollte er spielen? Was passte zu seiner depressiven Stimmungslage? Er stand auf und goss sich einen Brandy ein.

Er ging auf und ab und dachte über die Villa nach. War sie der Grund für seine Melancholie? Weil das Haus so überhaupt nicht zu ihm passte – ihm aber gehörte? In ihrem unergründlichen Eigensinn hatte seine Tante Theresa ihm die Villa vererbt. War sie vielleicht der Ansicht gewesen, es hätte ansonsten die Gefahr bestanden, dass er irgendwann ohne Dach über dem Kopf sein würde? Er musste leise lächeln. Nun, das hätte sogar passieren können. Immerhin war er seit dem Tod seines Vaters und dem finanziellen Ruin des jahrhundertealten Imperiums der Familie von Ritzfeld-Hechenstein geld- und mittellos. *Gewesen*, musste man hinzufügen, denn zu Theresas Erbe gehörte nicht nur diese noble, wenn auch ziemlich betagte Villa, sondern auch ein Aktiendepot bei einer Privatbank in Bozen. Zudem ein Grundstück am Luganersee, das er sich bis heute noch nicht einmal angesehen hatte. Gleiches galt für das Mietshaus in Wien. Er hatte Theresas Anwalt Marthaler damit betraut, sich um alles zu kümmern. Der plötzlich wiedererlangte Wohlstand passte nicht zu seinem Lebensgefühl. Emilio hatte sich an die Verknappung seiner finanziellen Ressourcen gewöhnt. Er schätzte die unbeschwerte Leich-

tigkeit der Bedürfnislosigkeit. Er wollte an diesem paradiesischen Zustand nichts ändern. Theresa hin oder her. Er empfand die Erbschaft als Ballast. Er hätte sie ausschlagen sollen. Aber dazu war es zu spät. Jetzt hatte er ein Klavier und wusste nicht, was er spielen sollte.

Schließlich entschied er sich für eine langsame Nocturne von Chopin, obgleich er allergrößte Bedenken hatte. An diesem Stück hatte er sich schon mal versucht – und war kläglich gescheitert. Es gab obendrein keinen Grund, warum es diesmal besser klappen sollte. Warum spielte er ein Stück, das er nicht beherrschte? Eigensinn, purer Eigensinn. Aber er hatte keine Zuhörer, da war es egal. Er machte mehrere Anläufe, brach ab, versuchte es erneut. Irgendwann gab er auf. Er wechselte zu Jazz, das konnte er besser. Er improvisierte vor sich hin, wie er das während seiner Studienzeit in England als Barpianist getan hatte. Seine Stimmung besserte sich zusehends.

Ihm wurde bewusst, dass er in seinem Leben was ändern musste. Aber er wusste nicht, was. Er durfte sich glücklich schätzen, mit einer wunderbaren Frau wie Phina zusammen zu sein und auf ihrem Weingut wohnen zu dürfen. Das war großartig. Sozusagen ein Geschenk des Himmels. Das war es also nicht, was er unbedingt ändern sollte. Hatte vielleicht die Villa eine schlechte Aura? War sie es, die ihn herunterzog? Oder lag es einfach daran, dass er nichts zu tun hatte – außer Weine verkosten, Spinatnocken essen, auf dem Klavier spielen und sich ein Nickerchen auf Theresas Chaiselongue gönnen? War dies das Paradies auf Erden? Oder der Vorhof zur Hölle?

Er hörte abrupt auf zu spielen. Er schlug den Tastendeckel zu, trank den Brandy aus und verließ die Villa. Draußen auf der Straße atmete er tief durch. Gleich ging es ihm besser. Wenn jetzt noch sein altersschwacher Landrover ansprang, dann war die Welt wieder in Ordnung. Mehr oder weniger. Aber immerhin.

6



Es war spätabends, und Martina Mitterlechner saß allein im Büro. Ihr Bruder Sepp hatte sie gerade verlassen. Und Steffi war längst daheim. Stundenlang hatten sie sich durch Akten, Lieferscheine und Bestelllisten gewühlt; sie hatten den Lagerbestand überprüft und versucht, sich in den Dateien auf dem Computer zurechtzufinden. Sepp hatte gemeint, dass ihr Mann ein ziemliches Chaos hinterlassen habe. Das mochte stimmen, aber Franz war ein Meister der Improvisation gewesen. Irgendwie hatte er immer alles im Griff gehabt. Er hatte ja nicht ahnen können, dass er plötzlich nicht mehr da sein würde. Mit seinem Tod war alles verlorengegangen, was er in seinem Kopf gespeichert hatte. Kein Wunder, dass sie sich nicht zurechtfinden.

Hinzu kam, dass sie keinen wirklich klaren Gedanken fassen konnte. Sie stand immer noch unter Schock und konnte nicht begreifen, dass ihr Franzl tot war. Am liebsten wäre sie heute gar nicht erst aufgestanden und hätte sich den ganzen Tag unter der Bettdecke verkrochen. Aber Sepp hatte ihr den sprichwörtlichen Tritt in den Hintern gegeben und gesagt, dass sie Ablenkung brauche. Sie müsse tun, was jetzt zu tun sei – das wäre die beste Therapie. Woher wollte er das wissen? Sepp war mit Leib und Seele Koch und verfügte außerhalb seiner Küche über einen begrenzten Erfahrungshorizont. Doch er hatte recht, das spürte sie. Wie er fast immer recht hatte. Sepp hatte das Herz auf dem rechten Fleck und den Blick fürs Wesentliche. Er war geradeheraus – eben ein echter Südtiroler. Darauf legte er großen Wert.

Martina stand auf und streckte sich. Ihr Blick fiel auf ein großes Foto an der Wand, das die im Abendrot glühenden Zinnen des Rosengartens zeigte. Ob Steffi wusste, was sich dahinter verbarg? Ihr Bruder Sepp ganz sicher nicht. Und obwohl sie ihm ansonsten alles anvertraute und ohne Bedenken zuließ, dass er in alles Einblick nahm, hatte sie ihm dieses kleine Geheimnis vorenthalten. Ohne einen wirklichen Grund. Vielleicht, weil sie spürte, dass es Franz so gewollt hätte.

Sie ging zum Bild, das auf einer Holzplatte aufgezogen war, fand den verborgenen Riegel und schwenkte es zur Seite. Der dahinter in der Wand eingelassene Tresor hatte ein Zahlenschloss. Hoffentlich hatte Franz die Nummernkombination nicht geändert. Gleich würde sie es wissen. Sie tippte die Zahlenfolge ein, die sie zuvor sicherheitshalber auf einem kleinen Zettel notiert hatte. Der Code setzte sich aus privaten Daten zusammen, aus ganz persönlichen, die niemand anders kannte, wie zum Beispiel dem Tag ihres Kennenlernens. Sie hörte, wie sich die Bolzen entriegelten. Die Stahltür öffnete sich. Der Deckenstrahler, der sonst auf den Rosengarten gerichtet war, leuchtete in den Tresor.

Martina konnte erst nicht glauben, was sie sah. Verwirrt klemmte sie den Zettel mit dem Nummerncode von hinten in den Rahmen des Bildes. Sie hatte zwar damit gerechnet, dass Franz im Tresor auch Bargeld aufbewahrte – aber nicht bündelweise und in großen Scheinen. Sie vergewisserte sich, dass die Fensterläden geschlossen waren, und sperrte von innen das Zimmer ab. Dann nahm sie das Geld heraus, stapelte es auf dem Tisch und begann zu zählen. Ihr wurde heiß und kalt zugleich. Wo kam dieses viele Geld her? Sie hatte keine Erklärung. Die Weingeschäfte liefen in der Regel im bargeldlosen Zahlungsverkehr. Nur kleinere Bestellungen wurden schon mal bar bezahlt.

Nachdenklich legte sie das Geld in den Tresor zurück. Dann nahm sie einige Umschläge zur Hand. Auf einem

stand: «Mein Testament». Sepp hatte schon danach gefragt. Sie hatte ihm zur Antwort gegeben, dass es keines gab. Martina setzte sich an den Schreibtisch und öffnete den Umschlag mit flatternden Händen. Das Testament bestand aus wenigen Zeilen und war so nüchtern gehalten, wie man es sich nur vorstellen konnte. Weshalb sie auch nicht lange brauchte, um es zu verstehen. Im Endeffekt stand bloß drin, dass sie die alleinige Erbin war. Von allem und ohne Ausnahme. Sie warf einen Blick zum offen stehenden Tresor. Also auch vom Bargeld, von dessen Existenz wohl keiner etwas wusste. Aber das hätte sie sich auch ohne Testament eh einfach nehmen können. Jedenfalls hatte sich ihre kurz aufkeimende Angst nicht bestätigt. Das Testament enthielt keine unangenehmen Überraschungen. Franz hatte nur klargestellt, was in ihren Augen selbstverständlich war. Aber mit dem Testament in den Händen waren die Behördengänge womöglich einfacher. Was enthielten die anderen Umschläge? Sie waren alle ordentlich beschriftet. Von wegen Chaos. Ihr Bruder würde sich wundern. Hauptsächlich waren es Dokumente zum Haus, zum Weinlager, Kfz-Papiere, Geburts- und Hochzeitsurkunden und so weiter. Sie beschloss, sich nichts im Einzelnen anzuschauen. Vielleicht morgen. Heute Nacht jedenfalls war sie dafür zu müde. Sie legte alles wieder zurück in den Tresor. Erst jetzt wurde ihre Aufmerksamkeit auf eine Flasche Wein gelenkt, die seltsamerweise auch darin stand. Eigentlich nicht zu übersehen, denn es handelte sich um eine Magnumflasche. Genauer gesagt um einen Tignanello aus der Toskana. Gewiss ein Kultwein, aber das war noch lange kein Grund, ihn im Tresor aufzubewahren. Dafür hatten sie ihr Weinlager.

Martina nahm den Tignanello zur Hand. Zwischen Etikett und Flaschenhals war ein Zettel mit einer kurzen Anweisung aufgeklebt: «Für Emilio Baron von Ritzfeld-He-

chenstein. Im Falle meines vorzeitigen Ablebens umgehend auszuhändigen! Franz Mitterlechner.»

Für Emilio? Jetzt verstand sie gar nichts mehr. Natürlich kannten sie den Baron, auch Phina Perchtinger, seine Lebensgefährtin, die bei Eppan ein Weingut besaß. Aber sie kannten ihn nicht besser als viele andere Menschen. Wie konnte Franz also auf die Idee kommen, ihm nach seinem Tod eine Flasche Wein zu schenken? Einfach so, ohne jegliche Erklärung. Und noch mal: Was hatte Franz dazu veranlasst, diese Flasche im Tresor aufzubewahren? Das war absurd. Oder gab es etwas, was sie nicht wusste? Franz hatte im Tresor eine geradezu akribische Ordnung. Alles war beschriftet und sorgsam gestapelt. Ganz gewiss hatte es einen Grund, warum er ausgerechnet diese Flasche Wein für so wichtig hielt, sie an einem sicheren Platz aufzubewahren. Aber welchen Grund konnte es geben? Ob sich Emilio darauf einen Reim machen konnte? Sie beschloss, ihn gleich morgen früh anzurufen. Erstens war es das, was Franz offenbar gewollt hatte. Und zweitens war sie auf eine Erklärung gespannt.

[...]